

Volkstum und Mission im Orient.

Von Prof. Dr. Karge in Münster.

Der fast vollständige Zusammenbruch der Orientmission beider Konfessionen war an sich nicht eine notwendige Folge des Krieges. Der letzte Grund dafür ist in gewissen Fehlern zu suchen, in welche das orientalische Missionswesen teilweise in den letzten Jahrzehnten geraten war, und vor allem in dem durchaus missionsfeindlichen Verhalten der jetzigen jungtürkischen Machthaber.

Über nicht nur die Missionen, namentlich die katholischen, gelten den jungtürkischen Kreisen in ganz unberechtigter Verallgemeinerung als staatsfeindlich, sondern unbegreiflicherweise auch die eigenen christlichen Untertanen, die orientalischen Christen. Die christlichen Völker im osmanischen Reich, die Griechen, Armenier und die christlichen Bewohner Syriens sind intellektuell und wirtschaftlich bei weitem die tüchtigste und fortgeschrittenste Bevölkerungsschicht der Türkei. Der Erhebung des türkischen Elementes in die von seinen Führern beanspruchte Vormachstellung in jeder Hinsicht innerhalb des zu schaffenden neuen nationaltürkischen zentralisierten Staatswesens mit türkischer Einheitsprache schienen diese so rührigen christlichen Minoritäten nur hindernd im Wege zu stehen. Ja sie waren sogar dank ihres eigenen vorzüglichen Schulwesens und dank der Unterstützung durch die Missionen in rapidem Aufschwung begriffen. Nach den jungtürkischen Maßnahmen der letzten Jahre erhält man den fatalen Eindruck, dem sich alle aufrichtigen Freunde der Türkei gern entziehen möchten, aber nicht mehr können, daß eine solche Bevölkerung, wie ganz unentbehrlich sie auch für den wirtschaftlichen Aufschwung des Reiches sein mag, im erträumten alltürkischen Nationalstaate, in dem der Islam durchaus herrschend sein soll, keinen Platz mehr hat. Sie mußte in eine mindere Stellung herabgedrückt, d. h. möglichst wirtschaftlich und numerisch soweit geschwächt werden, daß sie dauernd dem Nationaltürkentum nicht mehr gefährlich werden kann. Da das nicht im offenen Wettbewerb geschehen konnte, bot der Krieg erwünschte Gelegenheit zur Anwendung radikal wirkender Machtmittel gegen die eigenen christlichen Untertanen, die im ganzen ihre Pflicht gegen den Staat erfüllt haben, Deportation und teilweise Vernichtung. Namentlich bei den Armeniern haben die jungtürkischen Kreise gegen den Willen des türkischen Volkes ihr Ziel glänzend erreicht; nur noch Trümmer dieses hochbegabten christlichen Brudervolkes fristen am Nordrande der syrisch-arabischen Wüste ein Hungerdasein. Armenien steht für die „Herrenrasse“, die Kurden und Türken offen.

In den Missionen und ihren Schulen sollten vor allem auch die Bildungs- und Förderungsmittel der christlichen Untertanen des osmanischen Reiches getroffen werden. Viele dieser christlichen Gemeinwesen waren so arm, daß sie sich eigene Schulen nicht halten konnten und auf die Missionschulen angewiesen waren, zumal der Staat für die Bildung seiner christlichen Untertanen nicht das geringste jemals getan hat. Deshalb ging man so radikal vor, daß auch die eigenen, von den christlichen Minoritäten errichteten Schulen und Anstalten mit einheimischen Leitern und Lehrern osmanischer Staatsangehörigkeit fast allenthalben geschlossen wurden, weil sie unter französischem oder sonst unter fremdem Protektorat standen.

Das Vorgehen gegen die christlichen Missionen wurde den jungtürkischen Machthabern erleichtert durch gewisse Fehler, welche vor allem die französischen Missionare sich bewußt oder unbewußt hatten zu schulden kommen lassen, ich meine den viel beklagten nationalistischen Anstrich, den ihre Missionstätigkeit im Lande namentlich seit 1878 genommen hatte¹. Die Propaganda der französischen Missionare für fran-

¹ Vgl. dazu meinen Aufsatz, Die christlichen Missionschulen in Palästina, Breslau 1915, 3 f. 12 ff.; A. Lübeck, Die katholische Orientmission, Köln 1917, 56 f. 71 f. 112 ff.; J. Schmidlin, Die christliche Weltmission im Weltkrieg, M.-Gladbach 1915, 62 f. und ZM 1916, 109 ff.

zösische Sprache und Kultur hatte solche Formen angenommen und solche Erfolge erzielt, daß syrische Christen und Libanesen ihrem türkischen Staatswesen teilweise arg entfremdet waren. Sie hatten sich daran gewöhnt, Frankreich als ihr Adoptivvaterland zu betrachten und sprachen offen den Wunsch aus, Frankreich möchte Syrien annektieren (le „grand Voeu“ des Chrétiens de Syrie c'est l'occupation de la Syrie par la France). Umgekehrt betrachteten französische Missionare und Politiker Syrien als ausschließlich französisches Interessengebiet, als künftige französische Provinz. Die franzosenfreundliche Stimmung der christlichen Bevölkerung kam, von den französischen Missionaren gefördert und belobt, in den ersten Monaten des Krieges unverhohlen zum Ausdruck, auch höchst unvorsichtig dann noch, als die Türkei an der Seite der Mittelmächte in den Krieg eingetreten war. Dieser Mangel an patriotischem Empfinden gegen den eigenen Staat kam manchen christlichen Kreisen Syriens kaum recht zum Bewußtsein, so sehr waren sie seit langem ausschließlich französisch orientiert; er scheint aber bei den jungtürkischen, für das Heil des Staates verantwortlichen Kreisen leider die Überzeugung befestigt zu haben, daß die Christen überhaupt kein staats-erhaltendes Element mehr sind.

Diese nationalistischen Tendenzen der französischen Missionare boten den Jungtürken die willkommenen Handhabe, der fremden Mission und damit dem Christentum in der Türkei einen möglichst wirksamen Schlag zu versetzen. Weil das Vorgehen gegen diese Missionstätigkeit nicht unbegründet erschien, durfte man zu Anfang hoffen, daß die Behörden in dem Bestreben, Herr im eigenen Hause zu sein, das Maß nicht überschreiten würden. Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt, denn es unterliegt nach dem jungtürkischen Programm für die innerpolitischen Reformen keinem Zweifel, daß die eigentliche Missions- und Schultätigkeit in Zukunft überhaupt ausgeschlossen sein soll.

Es ist nicht das erste Mal, daß katholische Missionen nach längerer erfolgreicher Arbeit durch nationale Reaktion wieder vernichtet worden sind, wie in China, Japan, Abessinien und anderswo. Diesmal in der Türkei ist der Schlag ein besonders empfindlicher, da die Mission sich um die kulturelle Hebung dieses Staates die größten Verdienste erworben hatte und in ihrer Gesamtheit diese Behandlung keineswegs verdiente.

Die bitteren Erfahrungen des Weltkrieges, die Verfolgungen bringen tiefere Einsichten und führen uns zur Frage, ob die christlichen Missionen in den orientalischen Kulturländern, die stolz sind auf ihre alte vieltausendjährige Kultur, immer die richtige Stellung zu dem Staatswesen eingenommen haben, das ihnen Gastrecht gewährte, ob sie Sprache und Volkstum der Bevölkerung, unter welcher sie wirkten, erhalten und gepflegt haben. Verhängnisvolle Fehler, die in dieser Beziehung gemacht worden sind, müssen beim Wiederaufbau des orientalischen Missionsfeldes vermieden werden. Wenn sich die leitenden Kreise der orientalischen Staaten, namentlich der Türkei, überzeugt haben, daß die fremden Missionare nur uneigennützig Wohlthäter sind und nichts erstreben als die religiöse und sittliche Hebung des Volkes, ohne diesem seine berechnete Eigenart zu nehmen, werden sie ihren Widerspruch gegen die Missionen aufgeben müssen.

Es sollte daher in Zukunft als selbstverständliche Pflicht gelten, daß die Missionare die Bevölkerung zur Treue gegen ihren Staat anhalten, daß sie ihr Liebe zur engeren Heimat einflößen, daß sie ihre Sprache pflegen und sie in ihrem Volkstum erhalten¹.

Kein Staatswesen kann zulassen, daß seine Untertanen durch Landesfremde, und geschähe es auch in wohlmeinender Absicht, ihm entfremdet werden. Die Staatstreue der osmanischen Völker, auch der Moslems, ist überhaupt noch schwach entwickelt und Mängel darin keineswegs nur Fehler der christlichen Bevölkerung oder die Folge

¹ Vgl. dazu die trefflichen Ausführungen G. Dalmans, Palästina-Jahrbuch 1915, 138 ff.

fremder Beeinflussung. Man wird nicht verlangen dürfen, daß die christlichen Völker türkischer Staatsangehörigkeit den Staat enthusiastisch lieben, der sie über 1000 Jahre grundsätzlic als Menschen minderer Ordnung behandelte und ihnen nur als Fordernder gegenübertrat, der Zehnten, Steuern und Soldaten entrieb, dafür aber für sie wenig leistete. Die arabischen Untertanen des Sultans haben auch keine größere Vorliebe für das Reich, obwohl sie religiös an den Chalifen und Nachfolger des Propheten gebunden sind und damit auch an das türkische Staatswesen. Trotz einer gewissen inneren Entfremdung werden die Christen ihre Pflicht gegen den Staat restlos erfüllen müssen, so verlangt es das christliche Sittengesetz (vgl. Röm 13, 1; 1 Petr 2, 13 f.). Und die Missionen sollen auch in der Türkei staatsertaltend sein und zu dieser Treue erziehen. Das darf der fremde Staat für das gewährte Gastrecht beanspruchen. Politische Propaganda für fremde Staaten und Kulturen muß daher zurückgewiesen werden. Sie wird als hochverräterisch empfunden und schlägt früher oder später zum Unheil der Mission aus. Diese ist allein und ausschließlich Dienerin Christi. Wenn auch die Verhältnisse in der Türkei ganz eigentümlich lagen und in manchen Kreisen die Überzeugung verbreitet gewesen sein mag, man tue ein gutes Werk, diesen Staat zur Auflösung oder zur zeitgemäßen Umbildung zu bringen, so hätte man sich doch sagen müssen, daß diese politischen Ziele nicht Aufgabe der Mission sind und daß die katholische Kirche in der alten Türkei viel freier war als z. B. in Frankreich. Und viel freier als in dem christlichen Rußland, wo sie unfähliches erduldet hat. Nun denke man sich einmal, die Missionare hätten in derselben Art wie in Syrien und anderswo in Rußland gewirkt, hätte das der christliche russische Staat geduldet? Die Jungtürken werden die christlichen Minoritäten der Türkei aus dem kulturellen und staatlichen Leben nicht ausschalten können, so sehr sie es auch versuchen. Sie werden die christlichen Völker nicht dem Pantürkismus opfern dürfen, sondern sie unter wirklicher voller Gleichberechtigung in die neue Türkei eingliedern müssen. Dann wäre der Zustand erreicht, den die Christen schon lange herbeiwünschen und der allein Gesundung herbeiführen kann, der Zustand der Gleichberechtigung von Muslimen und Christen im gemeinsamen Staate.

Der Staatsgedanke war in der alten Türkei vor 1914 noch wenig entwickelt; ausschlaggebend war noch der religiöse Organismus oder die Stammeszugehörigkeit. Das Wort „Vaterland“ war unter Abdul Hamid streng verpönt. Um so fester hingen die verschiedenen Völker des Reiches an der altangestammten engeren Heimat. Und der Pflege dieses Heimat sinnes unter den Landeskindern, aus dem sich der Staatsgedanke allmählich entwickeln kann, hätte die Mission entschieden mehr Aufmerksamkeit widmen sollen. Die Missionszöglinge wurden vielfach in das Verständnis ihrer Heimat zu wenig eingeführt. Es gab keine Heimatskunde, keine Wanderungen, die sie bekannt machten mit der eigentümlichen Umwelt, in der sie lebten. Naturgeschichte und Erdkunde hätten sich an die Schilderung der heimatischen Verhältnisse anschließen müssen. Statt dessen lernten die Schüler auf das genaueste die Geographie und Verwaltung Frankreichs, seine Einrichtungen und Sitten, die als unerreichbares, allein menschenwürdiges Ideal vorgestellt wurden. Sie wurden zu wenig vorbereitet in der Umwelt zu leben und sich glücklich zu fühlen, in der sie nach dem Willen Gottes nun einmal wirken und ihren christlichen Glauben ins Leben setzen sollten. Anstatt sich den landesüblichen Berufen mit sicheren Erwerbsverhältnissen zu widmen, dem Gartenbau, Ackerbau oder dem Handwerk, in denen sie unter Anwendung europäischer Arbeitsmethoden Mustergültiges hätten leisten und ihren muslimischen Mitbürgern ein Vorbild hätten sein können, sahen viele Missionschüler ihr Ideal in der Fremde, in Frankreich oder sonst in Europa, sie waren vielfach nicht mehr imstande, Freude am eigenen Lande und seinen primitiven Verhältnissen zu haben. Es ist aber ein großer Fehler, wenn die Missionsarbeit die Völker sich selbst entfremdet und sie so gleichsam entwurzelt. Es wäre unrecht, der christlichen Orientmission diesen Fehler allgemein vorzuwerfen. Es ist im Gegenteil tüchtige Arbeit in

der Pflege der einheimischen Handwerke, des Garten- und Ackerbaus durch Anlegung von Musterwirtschaften, Ackerbauschulen und Handwerksstätten in Instituten und Waisenhäusern geleistet worden, namentlich von deutscher Seite¹. Es sollte aber an volkswirtschaftlicher Förderung der einheimischen Christen in Zukunft noch viel mehr geschehen.

Von besonderer Wichtigkeit für die Weckung und Stärkung des Heimatsinnes ist die Pflege der Volkssprache, also im osmanischen Reiche je nach den Landes-teilen hauptsächlich der türkischen oder arabischen Sprache. Hier ist vor dem Kriege besonders viel gefehlt worden durch unverhältnismäßige Bevorzugung der fremden Sprachen in den Missionsschulen. Darin kamen diese allerdings dem Wunsche der Eingeborenen entgegen. Bei den Missionen der Ententeländer galt die Verbreitung der eigenen Sprache, des Französischen oder Englischen, sogar als eines der wichtigsten Missionsziele. Die Kinder wurden nicht in der eigenen Muttersprache, sondern sobald als möglich im fremden Idiom unterrichtet, um sie in ihrem Denken und Fühlen möglichst zu Europäern zu machen. Die Pflege der Landessprache wurde vernachlässigt. Die Kinder lernten den Katechismus französisch, beteten und sangen französisch; die eigene Sprache wurde als etwas Plebejisches behandelt². Ja es ist vorgekommen, daß die Kinder, die in der Regel die französische Predigt besuchten, zur Strafe für irgend ein Vergehen in die arabische Predigt geschickt wurden!

Es liegt auf der Hand, daß eine solche Erziehung, so gut sie gemeint ist, auf die Dauer den eingeborenen Christen nur gefährlich werden kann, weil sie die Kultur in ihrer eigenen Muttersprache nicht aufgenommen haben und auch nicht ausdrücken können und sie ihnen samt den europäischen Formen des Christentums etwas Fremdes, Angelerntes bleibt. Glücklicherweise haben sich gerade die deutschen Missionen, katholische wie protestantische, der Pflege des Arabischen in ihren Schulen mit Aufopferung gewidmet, indem das Missionspersonal selbstverständlich die arabische Sprache sich aneignete und im Unterricht verwandte, besonders im Religionsunterricht, und durch Zuhilfenahme eingeborener Lehrer, auf deren tüchtige pädagogische Ausbildung das allergrößte Gewicht zu legen ist. Lehrerseminare zur Heranbildung eingeborener katholischer Lehrer und Lehrerinnen für die deutschen Missionsbestrebungen in der Türkei sind unbedingt notwendig, freilich ebenso notwendig eine gute Besoldung der Lehrer, damit sie sich in ihrem Verufe wohlfühlen und nicht einem Hungerdasein entgegengehen.

Dadurch daß man der Volkssprache durchaus die erste Stelle im Unterricht einräumt, ist nicht gesagt, daß die Pflege des Deutschen vernachlässigt werden soll. Das ist auch bisher nicht geschehen. Aber es genügt, wenn die Missionsschüler deutsch verstehende und deutsch sprechende Araber sind, denen der Schatz ihrer Muttersprache geblieben ist. Es ist gerade eine Aufgabe der Missionen, dem Hang der Orientalen zur Erlernung vieler Sprachen entgegenzutreten und mehr Gewicht auf die realen Fächer zu legen, trotz der Schwierigkeiten, die sich daraus für den Schulbetrieb ergeben. Die Abneigung der Orientalen gegen dauernde ernste körperliche Arbeit muß überwunden, ihr Wirklichkeitsinn erzogen werden. Es genügt nicht, die eingeborenen Christen zu Fremdenführern, Lehrern, Kaufleuten und Beamten heranzuziehen; sie sollten gerade für die landesüblichen Erwerbsverhältnisse musterträchtig vorgebildet werden. Diese erfordern vor allem eine tüchtige Realausbildung, körperliche Fertigkeit und Gewandtheit. Es würde den jungen christlichen Orientalen außerordentlich gut tun, wenn sie in den Missionsschulen durch ernste Leibesübungen, Spaziergänge und Wanderungen körperlich und geistig geschult würden.

Neben der Pflege der Volkssprache muß endlich einhergehen die Erhaltung und verständnisvolle Pflege des Volkstums des zu missionierenden Volkes¹. Das Volkstum der Orientalen muß von der Mission zunächst erhalten werden, es

¹ Vgl. meinen Aufsatz, Die christlichen Missionsschulen in Palästina, 14 f.

² Vgl. A. Lübeck, Die katj. Orientmission, 72.

ist der Erhaltung wert, und es wäre ein großes Unrecht gegen das Volk, seine uralte berechnigte Eigenart ausrotten zu wollen. Alles Herabsetzen mit der Miene eines Kulturträgers auf die Gebräuche der „Eingeborenen“ ist für den Missionar verwerflich. Er soll sie, soweit sie nicht gegen das göttliche Gebot verstoßen, achten, er soll mit Paulus 1 Kor 9, 22 allem alles werden, um alle zu retten, den Syrern ein Syrer, den Arabern ein Araber. Brauch und Sitte bei diesen Völkern sind keineswegs so niedrig, lasterhaft oder verwerflich, daß sie unterdrückt und durch fremde ersetzt werden müßten. Es wird Aufgabe des Missionars sein, sie zu studieren, zu verstehen, da und dort zu bessern, zu entwickeln, zu veredeln. Im allgemeinen kann man das bescheidene Verhalten des orientalischen Volkes bei Vergnügungen, seine Bedürfnislosigkeit und Zufriedenheit, seine Gastfreundschaft und Treue, seine Religiosität in allen Lebensverhältnissen und die auf solcher Grundlage entstandenen Sitten und Bräuche nur loben und anerkennen.

Es ist deshalb verwerflich, den Missionsschülern, wie es namentlich in französischen und italienischen Missionsanstalten und Instituten geschehen ist, ihr Volkstum zu rauben, sie in Gebärden, Sitten und Kleidung zu Europäern zu erziehen, um sie für ihr Land zu gewinnen. Die französischen Ordensleute glaubten eben mit dem französischen Geiste ihren Schülern auch eine echt katholische Gesinnung eingeflößt zu haben und das nur auf diesem Wege zu erreichen. Sie wurden so ihrem Volkstum entzöhnt, halbe Europäer und halbe Araber, aus dem Mutterboden ihres Volkstums und der Umwelt, in der sie doch weiter leben mußten, herausgerissen und gleichsam enturzelt. Als Halbeuropäer aber wird der Orientale und seine Nachkommen auf die Dauer ein schlechterer Christ sein, als wenn er ein in seinem Lande und seinem Volkstum wurzelnder zufriedener Orientale geblieben wäre. Die Missionen sollten im Gegenteil ankämpfen gegen die Sucht der Eingeborenen, sich zu europäisieren, fremde Sitten, Kleidung und Gewohnheiten anzunehmen, die nicht für sie passen. Durch Achtung vor ihrem Volkstum und Pflege desselben würden sie ihnen begreiflich machen, wie unrecht sie tun, ihre schöne Tracht, ihre Geräte, ihre alterprobte Lebensweise gegen europäischen Kitsch umzutauschen, wie er von geldgierigen Kapitalisten zum Verderb des Orients massenhaft eingeführt wird.

Je näher der Missionar selbst dem orientalischen Volke und seinem Empfinden kommt, desto leichter wird es ihm auch werden, mit diesem Volke zu fühlen, sich ihm verständlich zu machen, in ihm zu wirken. Und es erscheint nach den bisher gemachten Erfahrungen dringend notwendig, daß die Orientmission in Zukunft mehr als bisher ins Volk geht, nicht an den Städten klebt, sondern in die christlichen Dörfer des flachen Landes vordringt, wo ein großer Hunger nach Bildung und religiöser Wahrheit lebt. Der deutsche Verein vom hl. Lande und in seinem Auftrage die Lazaristen sind hierin vorbildlich vorangegangen und haben in den christlichen melchitischen Dörfern Obergaliläas eine große Zahl von Volksschulen für Knaben und Mädchen gegründet, in denen ohne Pflege fremder Sprachen von einheimischen Lehrern eine gute praktische Volksbildung vermittelt werden soll.

Wenn die Orientmission der Zukunft sich mehr als bisher von allen politischen Zielen peinlich fernhält, wenn sie Heimatsinn, Sprache und Volkstum der eingeborenen Christen erhält und pflegt, werden sich die Christen der Türkei so recht als bodenständiges Element im eigenen Lande fühlen und ohne Träume von fremder Hilfe sich ganz auf sich selbst stellen und versuchen, als loyale Bürger ihres Staates sich dort zur Geltung zu bringen. Die neue Türkei wird das wirtschaftlich so tüchtige und regsame christliche Bevölkerungselement und seine Mitarbeit nicht entbehren können. Andererseits werden die Christen den aufwärts strebenden Schichten im Islam gewiß nicht hinderlich sein, sondern nur im freiem Wettbewerb mit ihnen ihre Kräfte messen. Jeder der es aufrichtig meint mit der Gesundung der Türkei und der den Wirklichkeitsinn unter dem Einfluß schöner Theorien noch nicht ganz verloren hat, wird diese

¹ Vgl. R. Lübeck, a. a. O. 68. 72; G. Dalman, Palästina-Jahrbuch 1915, 140 f.

Mitarbeit der Missionen begrüßen. Schon vor dem Weltkriege haben sich die Missionen, namentlich auch die französischen, ein ungeheures Verdienst um den kulturellen Aufschwung der Türkei erworben, das ihnen freilich nur mit Undank gelohnt worden ist, das aber bleibt und fortwirkt. Die junge Türkei wird, so hoffen wir, noch begreifen, daß nur aus dem Zusammenwirken der verschiedenen Nationen und Religionen dem osmanischen Staatswesen Befundung erblühen kann, niemals durch Unterdrückung der christlichen Völker.

Etwas über Verwendung von Missionsgaben.

Von Prof. Dr. Schmidlin in Münster.

Der Zentralsekretär des Ludwig-Missionsvereins hat mich gelegentlich einer Unterredung, in unserm Organ einmal die wissenschaftlichen Prinzipien und Richtlinien auseinandersetzen, nach denen die Missionsgelder am zweckmäßigsten und rationellsten verteilt und verwandt werden könnten. Gerne entspreche ich dieser Bitte, soweit es in einer so heiklen, die Praxis so eng berührenden Frage tunlich ist, möchte aber die Gelegenheit benützen, um nicht bloß bezüglich der Vereinsbeiträge, sondern für die Missionsalmoßen überhaupt einige grundsätzliche Bemerkungen einzuflechten, die zugleich als Reformvorschläge und Diskussionsgrundlagen zu dienen geeignet sein dürften.

In meiner prinzipiellen Abhandlung über das heimatische Missionswesen an der Spitze dieses Jahrgangs habe ich als obersten Leitsatz die Freiheit und Freiwilligkeit der finanziellen wie persönlichen Missionsunterstützung hingestellt. Zwar sind alle Christen, wie wir gesehen haben, nach Maßgabe ihres Könnens verpflichtet, das Evangelisationswerk im allgemeinen durch ihre unentbehrliche Beihilfe zu ermöglichen; zwar sind schon kirchenrechtlich, z. B. über die Veranstaltung öffentlicher Missionskollekten nur im Einvernehmen mit der Propaganda und dem Diözesanbischof, gewisse Bedingungen und Vorschriften festgelegt: aber weder über die Höhe noch über die Einzelbestimmung der Missionspenden, wenigstens für die private Missionstätigkeit, gibt es bindende Regeln, beides ist also der Entscheidung des Gebers überlassen. Das hindert indes nicht, daß diese Entscheidung nicht blind und willkürlich ausfallen darf, sondern nach objektiven Normen und Verhältnissen sich richten, ja insofern Bewissenssache sein soll. Leider fehlt dafür dem Nichtfachmann zumeist jeglicher Maßstab, so daß es kaum wundernehmen kann, wenn viele Privatleute und zuweilen selbst Organisationen ihre Missionssummen nicht immer in einer dem Missionsinteresse und ihren eigenen Absichten am besten entsprechenden Weise anlegen. Wenigstens zur Ausfüllung dieser Lücke anzuregen und den einen oder andern Wink skizzenhaft anzudeuten, ist der Zweck meiner unmaßgeblichen Zeilen.

Wem soll ich mein Geld geben, damit es möglichst gut zur Heidenbekehrung beiträgt? So fragen sich Unzählige, die auf irgendeinem Wege, etwa durch ein Missionsfest oder eine Missionspredigt oder durch private Anregung zum Entschluß gelangt sind, ihren Überschuß ganz oder teilweise an die Missionen abzutreten, manchmal auch, was noch häufiger und verdienstlicher ist, ihr Missionscherflein sich vom Munde abzusparen. Falls ihnen ein bestimmter Missionar oder eine bestimmte Mission irgendwie besonders nahe liegt, sei es daß persönliche, verwandtschaftliche oder örtliche Beziehungen sie damit verknüpfen, sei es daß sie bleibend oder vorübergehend ein begründetes spezielles Interesse dafür haben, steht nichts im Wege, ist es mitunter sogar positiv zu empfehlen, daß die Missionsgabe unter möglichst konkreter Umgrenzung unmittelbar der betreffenden Persönlichkeit oder Gesellschaft, also der Einzelmision zugeführt wird. Denn mag auch aufs Ganze gesehen die Verwendung proportionell zu den übrigen Missionsaufgaben oder Missionsbedürfnissen nicht die denkbar idealste